

# Essay

MANFRED GEIER

## Von der Urpflanze zum Simulacrum

Die geheime Geschichte einer wunderlichen Idee  
(von 1787 bis 1967)

1 Platon: Sophistes 246b.

Prolog in Athen, viertes vorchristliches Jahrhundert.

«Philosophia» ist griechisch. Alle philosophisch strittigen Probleme sind uns von den griechischen Liebhabern des Wissens souffliert worden. Auch wer über Ideen nachzudenken beginnt, kann sich dem Widerstreit nicht entziehen, der seit der Rede von «eidos» und «idea» als Dauerbrenner das Philosophieren anfeuert. Entzündet hat er sich in jenem denkwürdigen Augenblick, als Platon den alltäglichen Gebrauch allgemeiner sprachlicher Prädikate verrätsele. Denn im gewöhnlichen Leben kümmern wir uns normalerweise nicht um jene Begriffe, die keine Einzeldinge benennen, sondern etwas Allgemeines oder Abstraktes zu bezeichnen scheinen. Problemlos gebrauchen wir allgemeine Prädikate wie «Pflanze», «Säugetier» und «Mensch», um damit all diejenigen Dinge zu klassifizieren, auf die wir sie anwenden, und sie zugleich von denen zu unterscheiden, auf die wir sie nicht beziehen. Doch wie ist diese Charakterisierungs- und Unterscheidungsfunktion der Prädikate zu rechtfertigen? Nur durch die Annahme, daß es «gewisse denkbare und unkörperliche Ideen»<sup>1</sup> als Urbilder gebe, an denen die einzelnen sinnlich wahrnehmbaren Dinge nachbildend teilnehmen, antwortete Platon. So könne allein die Idee oder We-

senheit «Pflanze» wirklich begründen, was wir bereits unthematisiert anerkennen müssen, sobald wir ein einzelnes Ding als Pflanze begrifflich identifizieren.

Aber vielleicht existieren in Wirklichkeit nur die unzähligen Einzeldinge, «woran man sich stoßen und was man betasten könne»<sup>2</sup>, gab Platon zu bedenken und lieferte damit selbst den Gegnern seiner Ideenlehre das Stichwort. Sie favorisierten allein die sinnlich erfahrbaren Gegebenheiten als das, was es empirisch gibt, der «*empeiria*» als Wissen des Besonderen entsprechend. Allgemeine Prädikate galten ihnen dagegen nur als Worte, um miteinander sprechen und sich gemeinsam in der Welt orientieren zu können. Der eingespielte Sprachgebrauch funktioniere auch ohne die Anerkennung einer Ideenwelt, die nur ein täuschender Schein sei, wenn man sie als existierend annehmen würde.

Auf listige Weise hat Platon diesen Streit angezettelt, der keine einfache Lösung zuließ und auch ihn wiederholt zum Philosophieren herausforderte. Er hat ihn bildlich als «immerwährenden Riesenkampf»<sup>3</sup> zwischen den olympischen Freunden der Ideen und den Giganten des materiellen Diesseits charakterisiert, der seitdem philosophiegeschichtlich in vielfältigen Formen stattfindet, ohne durch eine auf beide Parteien anwendbare Urteilsregel entschieden werden zu können. Erst vor dem Hintergrund dieser Auseinandersetzung erhellt sich die besondere Bedeutung jenes Forschungsprogramms, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Gespräch zwischen Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller und den Brüdern Humboldt entwickelt worden ist. Gekreist ist es um die Konzepte des Typus und der Virtualität, der Morphologie und der Metamorphose, mit denen zunächst Goethe als philosophierender Dilettant in den durch Platon initiierten Streit interveniert hat. Alexander von Humboldt hat sie in seinen Ansichten der Natur entfaltet, Wilhelm von Humboldt in seinem Sprach-Bild.

Es geht mir hier nicht um die monumentalische Erinnerung an die vergangene Größe und den ungeheuren Gedankenreichtum einer Epoche, die «klassisch» genannt wird; nicht um das antiquarische Bewahren von etwas, das nicht vergessen werden sollte; auch nicht um die kritische Verurteilung bestimmter Irrtümer oder Ideologien. Es geht mir, im Sinne Michel Foucaults, um die

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Platon: *Sophistes* 246a.

4 Michel Foucault: Was ist ein Autor? In: ders.: Schriften zur Literatur, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1979, S.27f.

5 Johann Wolfgang Goethe: Glückliches Ereignis (1817), in: ders.: Schriften zur Botanik und Wissenschaftslehre, München 1963, S. 174-178. Im Folgenden zitiert als: Schriften zur Botanik. Auch ich habe diese Anekdote bereits erzählt und interpretiert in: Manfred Geier: Die kleinen Dinge der großen Philosophen, München 2002, S. 19-47.

«Rückkehr zu»<sup>4</sup> einem radikalen Neuansatz in der Philosophiegeschichte, der den altehrwürdigen Dauerstreit zwischen «empeiria» und «idea» durch eine dritte Figur zu überwinden suchte. Von ihm ging eine Entwicklung aus, die weitgehend im Verborgenen liegt. Sie begann um 1794 und gipfelte in jenen modernen Strukturkonzeptionen des Symbolischen und des Simulacrums, die nicht mit dem Realen und dem Imaginären, mit den Dingen und den Einbildungen vermenget werden dürfen. Den verwischten Spuren dieser zweihundertjährigen Wirkungsgeschichte soll hier in großen Schritten gefolgt werden. Sie begann mit einem kleinen Scherz, in dem Goethes belächelte Idee einer «Urpflanze» die Hauptrolle spielte.

#### Jena, 20. Juli 1794.

Die Anekdote vom «glücklichen Ereignis», das Goethe und Schiller zu Freunden werden ließ, ist schon oft erzählt und kommentiert worden, aber zu schön, um hier nicht wiederholt zu werden.<sup>5</sup> Auch sie bezieht ihren philosophischen Reiz zunächst aus Platons Rätsel, das in diesem besonderen Fall eine sowohl persönlich als auch ideengeschichtlich glückliche Wende einleitete. Denn Goethe hatte bis zu diesem 20. Juli Schiller auf Distanz zu halten versucht, dessen wilde Werke ihm unangenehm waren und dessen philosophische Haltung er für verkehrt hielt. Begeistert durch Immanuel Kants Hochschätzung des menschlichen Subjekts habe Schiller die Natur in ihrer Macht und Herrlichkeit mißachtet. Er predige nur das Kantsche Evangelium der subjektiven Autonomie, während Goethe selbst die Rechte der Natur als eines umfassenden Ganzen respektiert wissen wollte. So jedenfalls skizzierte er in seiner Erinnerung an den 20. Juli 1794 die große Kluft, die zwischen ihren Denkweisen herrschte.

Es war ein Sonntag, an dem Goethe von Weimar nach Jena reiste, um einen botanischen Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft zu hören. Schiller muß davon erfahren haben. Er nutzte die Gelegenheit, sich dem Unnahbaren zu nähern. Jetzt gingen beide nach der Vorlesung «zufällig» zugleich hinaus und knüpften ein Gespräch über das Gehörte an. Goethe war enttäuscht über die zerstückelnde Art, mit der die Natur behandelt worden war. Man hatte sich nur klassifizierend mit den gesonderten Arten und

Gattungen der verschiedenen Pflanzen beschäftigt und dabei das Allerwichtigste vergessen. Wieder war kein Wort über die dynamische *Metamorphose der Pflanzen* verloren worden, auf die sich Goethe nun schon seit einigen Jahren konzentrierte.<sup>6</sup> Schiller zeigte sich interessiert und wollte mehr erfahren. «Wir gelangten zu seinem Hause», wird Goethe sich später erinnern, «das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: «Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.» Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. – Der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: «Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.»<sup>7</sup>

Was war das für eine rätselhafte «symbolische Pflanze», die Goethe aus seiner aufmerksamen Naturbetrachtung hervorgehen lassen wollte, während sie Schiller für eine geistreiche Idee hielt, die niemals sinnlich erfahrbar sein könne? Jedenfalls machte Schiller Goethe ganz unglücklich mit Sätzen, die er wörtlich aus Kants *Kritik der reinen Vernunft* zitierte: «Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne.»<sup>8</sup> Goethes Entgegnung, daß er die Idee einer symbolischen Pflanze mit seinen Augen wahrnehmen könne, mußte Schiller zunächst nur als ein erkenntnistheoretischer Witz ohne philosophische Bildung erscheinen.

So war also Goethe durch Schiller in jene Verwirrung gestürzt worden, die seit Platons «Riesenkampf» traditionsbildend geworden war. Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte er damals zwar noch kein besonderes Interesse entwickelt. Aber jetzt konnte er ihr nicht mehr ausweichen. Seine «symbolische Pflanze» war, das mußte er zugestehen, kein wirkliches Ding einer empirisch orientierten Botanik. Aber war sie deshalb nur eine Idee in einem geistigen Raum, der von realen Erfahrungen abgetrennt war? Goethe befand sich in einem Wirrwarr, und fortgesetzte philoso-

6 Goethe: Die Metamorphose der Pflanzen (1790), in: Schriften zur Botanik, S. 16–45. Siehe auch Goethe: Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit (1831), in: Schriften zur Botanik, S. 49–66.

7 Goethe: Glückliches Ereignis, S. 177.

8 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 650.

- 9 Goethe: Erfahrung und Wissenschaft (1798), in: Schriften zur Botanik, S. 181.
- 10 Goethe: Italienische Reise, in: ders.: Werke. Band 11. Autobiographische Schriften III, München 1981, S. 374.
- 11 Im Bericht über den 17. April 1787, Palermo, stellte Goethe fest, dass ihm das Gespenst der Urpflanze schon seit einiger Zeit nachgeschlichen und ihm diese «alte Grille» wieder eingefallen war. Er empfand es als ein «wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird».
- 12 Goethe: Anschauende Urteilskraft, in: Schriften zur Botanik, S. 185. Vgl. dazu Jost Schieren: Anschauende Urteilskraft, Düsseldorf und Bonn 1998.

phische Reflexionen werden ihn später zu der Einsicht bringen, «daß der Philosoph wohl möchte Recht haben, welcher behauptet, dass keine Idee der Erfahrung völlig kongruiere.» Vor allem die Lektüre einiger Schriften Immanuel Kants verdeutlichte ihm den Konflikt: Zwischen Idee und Erfahrung besteht eine «gewisse Kluft», die wir nicht überschreiten können. Im unauflösbaren «Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideiertem» drohen wir den Verstand zu verlieren und in eine Art «Wahnsinn» versetzt zu werden. Und nur mit «Albernheit» scheinen wir diesen «Hiatus» zwischen Idee und Erfahrung überwinden zu können.<sup>9</sup>

War also auch seine «symbolische Pflanze» wieder nur so ein alberner Wahn wie seine fixe Idee der «Urpflanze», die er einige Jahre zuvor im botanischen Garten Palermos finden wollte? Während seiner Italienischen Reise, vor allem im Frühjahr 1787, hatte er sich in ein reich entfaltetes Pflanzenreich versetzt gefühlt, das ihn begeisterte und beglückte. Die Natur schien ihm gleichsam spielend die mannigfaltigen Pflanzenformen aus einem grundlegenden Musterexemplar hervorzubringen. «Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach *einem* Muster gebildet wären?» notierte er sich am 17. April 1787 in seinem Tagebuch.<sup>10</sup> Ihm schwebte das platonische Urbild der Pflanze vor, das ihn an diesem denkwürdigen Tag auf die verrückte Idee brachte, es in der bunten Schar der vielen Pflanzen tatsächlich finden zu wollen. Wie in einem Wahn suchte er die sinnliche Form dieser übersinnlichen Urpflanze, was ihm selbst zunehmend unheimlich vorkam. Denn Goethe war Realist genug, um kritisch zu bemerken, daß es sich bei seiner als real imaginierten Urpflanze nur um ein «Gespenst» handeln konnte. Er empfand es als ein wahres Unglück, von diesem Geisterbild verfolgt zu werden, das ihn zu packen versuchte. Es war eine «Grille», die nur in seiner Einbildungskraft spukte.<sup>11</sup>

Wie anmaßend und naseweis kann der Mensch verfahren, wenn er «eine Grille, die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenständen aufzuhaften trachtet.»<sup>12</sup> So hat Goethe sich später an sein erkenntnistheoretisches Schlüsselerlebnis in Palermo erinnert. Aber diese desillusionierende Einsicht brachte ihn nicht von der grundlegenden Idee ab, daß sich in all den vielfältigen Pflanzen eine allen gemeinsame Form oder Gestalt verberge. Als wirkliche

Pflanze war sie zwar nicht zu finden. Ihre Vergegenständlichung konnte nur ein Hirngespinnst sein. Sie war etwas Drittes, weder real noch imaginär. In seinem Brief an den Freund Johann Gottfried Herder – Neapel, den 17. Mai 1787 – hatte er sie deshalb «Modell» genannt. Er sah sie als ein Möglichkeitsgebilde, dessen Grundstruktur ihm bereits klar vor Augen schwebte. Nur einige Punkte mußten noch genauer bestimmt werden. «Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.»<sup>13</sup>

Das war das Grundsatzprogramm einer Vergleichenden Morphologie, einer zwar erfindungsreichen, schöpferischen Gestaltlehre, die aber dennoch erfahrungsgesättigt auf die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit konkreter Lebensformen ausgerichtet blieb. 1790 hat Goethe sie in seiner Schrift *Die Metamorphose der Pflanzen* botanisch ausgeführt und an einzelnen Pflanzenorganen veranschaulicht. Und am 20. Juli 1794 hat er dann ihr grundlegendes Modell mit manchen charakteristischen Federstrichen als «symbolische Pflanze» vor Schillers Augen entstehen lassen.

Jena, 17. Dezember 1794.

Daß Goethe Ideen mit Augen zu sehen können glaubte, mußte Schiller zwar als kleiner Scherz erscheinen. Aber er machte sich nicht lustig über diese befremdliche Selbstcharakterisierung seines Gesprächspartners, den er so geschickt in seine Wohnung gelockt hatte. Statt dessen schrieb er Goethe am 25. August, wenige Tage vor dessen fünfundvierzigstem Geburtstag, einen langen Brief, in dem er um gegenseitiges Verständnis warb. Die Unterhaltung mit Goethe habe seine ganze Ideen-Masse in Bewegung gebracht und die Anschauung seiner Geistesart habe in ihm selbst ein unerwartetes Licht angesteckt: «Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten

13 Goethe: Italienische Reise, S. 375.

- 14 Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Erster Band. Briefe der Jahre 1794–1797. Herausgegeben von Siegfried Seidel, München 1984, S. 9.
- 15 Wilhelm von Humboldt: Bruchstücke einer Selbstbiographie (1816), in: Werke in fünf Bänden. Herausgegeben von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 1960ff., Band V, S. 2 f.
- 16 Wilhelm von Humboldt: Über Religion (1790), in: Werke, Band I, S. 8.

mich auf die Spur davon. [...] Sie suchen das Notwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen, in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf.»<sup>14</sup> Schiller hat dieses naturkundliche Forschungsprogramm zwar gelobt, aber nicht weiter befruchtet. Das taten zwei andere Naturforscher und Philosophen, die in diesem Jahr in engen Kontakt mit Goethe und Schiller traten: die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, bei denen sich Goethe oft dafür bedankte, ihn wieder stärker für das Studium der natürlichen Körper und die Philosophie der Naturwissenschaft begeistert zu haben. Dabei hat auch das Konzept des Symbolischen an Profil gewonnen.

Wilhelm von Humboldt war schon seit einigen Jahren mit Goethe und mit Schiller bekannt. Im Dezember 1789 war er ihnen zum ersten Mal begegnet und hatte sofort ihre Geistesverwandtschaft gespürt. Denn auch sie beschäftigte jenes philosophische Problem, um dessen Lösung sich Humboldt seit frühester Jugend bemühte, nämlich «Anschauung und Idee, beide so rein, als möglich, miteinander in Berührung zu bringen.»<sup>15</sup> Sein Talent dazu hatte er zunächst an Charakterstudien erprobt. Die einzelnen Menschen, die er genau beobachtete und deren Physiognomie er aufmerksam studierte, erschienen ihm wie körperliche Symbolisierungen außersinnlicher Ideen. Wie diese charakteristische Symbolisierung möglich sein kann, hat der dreiundzwanzigjährige Humboldt 1790 in seiner ersten wichtigen Schrift *Über Religion* zu klären versucht, wobei er von zwei extremen Denkmodellen ausging. Auf der einen Seite dachte er sich Geschöpfe, die nur sinnlich genießen wollen, sich ganz und gar auf körperliche Aktivitäten konzentrieren und zu jeder unkörperlichen Vorstellung unfähig sind; auf der anderen Seite stellte er sich reine Geistwesen vor, die körperlos und frei von allen sinnlichen Eindrücken und Begierden sich nur auf das Hervorbringen von Ideen konzentrieren. «Ihre Vollkommenheit, wie ihre Glückseligkeit würde auf der Klarheit und der erhebenden Fülle dieser Ideen beruhen.»<sup>16</sup>

Doch diese strenge Entgegensetzung von grober Sinnlichkeit und geistigem Ideenreichtum, mit der Humboldt auf Platons Phi-

losophie anspielte, verfehle das besondere Wesen des Menschen, der zugleich sinnlich genießend und geistig schaffend sei. Und dieses «und» brachte Humboldt auf die Idee eines «Dritten», das er «symbolisch» nannte, in Anlehnung an den § 59 (Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit) von Kants *Kritik der Urteilkraft*, die gerade erschienen war. Es zeigt sich in der Fähigkeit, «sinnliche Vorstellungen mit aussersinnlichen Ideen zu verknüpfen, aus den sinnlichen Eindrücken allgemeine Ideen zu ziehen, die nicht mehr sinnlich sind, die Sinnenwelt als Zeichen der unsinnlichen anzusehn, und aussersinnlichen Gegenständen die Hülle sinnlicher Bilder zu leihen.»<sup>17</sup> Mit diesem Gedanken war nicht nur der Grund gelegt worden, auf dem Humboldts gesamtes Lebenswerk ruht. Es ließ ihn auch die Nähe Schillers und Goethes suchen, in deren Charakter und Werken er die lebendigste, klarste und schönste Symbolisierung von Ideen zu sehen glaubte. Anfang 1794 war er deshalb nach Jena gezogen, wo er sich fast täglich mit Schiller traf, besonders abends, und meist bis tief in die Nacht über Poesie und Philosophie, Dichten und Denken diskutierend. Später wird er die Zeit vom Sommer 1794 bis Sommer 1795 als die glücklichste Periode seines Lebens hervorheben.

17 Ebd., S. 10.

Ende 1794 kam schließlich noch Humboldts zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander nach Jena auf Besuch. Am 17. Dezember fand das erste gemeinsame Treffen der Brüder mit Schiller und Goethe statt, wobei vor allem durch Alexander von Humboldt die Naturforschung in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurde. Doch es handelte sich nicht nur um eine forschungstechnische Orientierung. Auch die Persönlichkeit und das Erkenntnisinteresse des jungen Bergrats, der in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Bergbau tätig war, spielten eine Rolle. Denn während sein älterer Bruder sich als ein nach innen gerichteter Mensch durch geistige Arbeit an Ideen selbst zu bilden versuchte, fühlte sich Alexander von Humboldt schon immer nach außen in die Welt getrieben, wobei ihm die freie Natur wichtiger war als das gesellschaftliche Leben. Oft spürte er ein Treiben in sich, das ihn um den Verstand zu bringen drohte. Zum Glück konnte er es in einen kaum zu bändigenden Forscherdrang umlenken. Er war dem Leben auf der Spur und suchte das Geheimnis der pflanzlichen und tierischen Lebenskraft zu lüften, die er 1793 anhand der



- 18 Alexander von Humboldt: Brief an Wilhelm Gabriel Wegener, 25. Februar 1789, in: Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts, 1787-1799. Herausgegeben und erläutert von Ilse Jahn und Fritz G. Lange, Berlin 1973, S. 41.
- 19 Alexander von Humboldt: Brief an Friedrich Schiller, 6. August 1794, in: Die Jugendbriefe, S. 246 f.

chemischen Physiologie der Pflanzen untersuchte, aber auch durch galvanische Experimente mit den gereizten Muskel- und Nervenfasern des eigenen Körpers lebensnah erforschte. Er begriff das Leben als einen natürlichen Prozeß, wobei es ihm vor allem auf genaue Beobachtungen, präzise Messungen und gezielte Experimente ankam. Auch er hatte sich zwar, durch seinen Bruder motiviert, ein wenig mit Kants Philosophie beschäftigt. Aber er hatte wenig Sinn für dessen deduzierende Schlußweise. Sinnlich wollte er sich der Natur nähern, statt «bloß auf Schlüsse a priori»<sup>18</sup> zu vertrauen. Beobachtbare Dinge und feststellbare Tatsachen waren ihm wichtiger als transzendente Deduktionen. Doch das bedeutete nicht, daß ihm die Ideen seiner drei Gesprächspartner fremd gewesen wären. Auch er war enttäuscht über die Art, mit der die «elenden Registratoren der Natur» ihre Gegenstände behandelten, schrieb er am 6. August 1794 an Schiller, der ihn, als einzigen Naturforscher, zur Mitarbeit an seinem *Horen-Projekt* eingeladen hatte. Es gelte, die höheren und weiteren Gesichtspunkte einer umfassenden Naturerkenntnis wiederzufinden, wie sie einst von den griechischen Philosophen beherrscht worden waren. Nur so könne die Naturkunde wieder «ein Object des Nachdenkens speculativer Menschen sein». Er jedenfalls beschäftige sich ständig mit ihnen. Ihn interessierten besonders «die allgemeine Harmonie in der Form, das Problem, ob es eine ursprüngliche Pflanzenform giebt, die sich in tausenderlei Abstufungen darstellt, die Vertheilung dieser Formen über den Erdboden, die verschiedenen Eindrücke der Fröhlichkeit und Melancholie, welche die Pflanzenwelt im sinnlichen Menschen hervorbringt.»<sup>19</sup>

#### Jena, im Januar 1795.

Es waren vor allem die Brüder Humboldt, die Goethe Ende des Jahres 1794 wieder zu einer intensiven Naturbetrachtung motivierten. Sie brachten ihn dazu, seine pflanzen- und tierbezogenen Studien und allgemeinen naturkundlichen Ideen wieder aufzugreifen und weiterzuentwickeln. Dabei fand er nun jenen neuen Begriff, um den all seine späteren Forschungen und Überlegungen kreisen sollten. Er formulierte das Prinzip des «Typus». Wie er ein halbes Jahr zuvor dem erstaunten Schiller mit charakteristischen Strichen eine «symbolische Pflanze» skizziert hatte, so wollte er

nun den Humboldts im Dezember seine Ideen über eine vergleichende Anatomie an einem allgemeinen Tier-Typus veranschaulichen. «Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtnis so lebendig vorschwebte.»<sup>20</sup> Er tat ihnen den Gefallen, angeregt auch durch die anatomischen Vorlesungen bei Hofrat Christian von Loder, die er gemeinsam mit Wilhelm von Humboldt besuchte. Glücklicherweise befand sich Anfang 1795 auch der junge Medizinstudent Maximilian Jacobi in Jena, der Goethe bei seinen neuen anatomischen Studien half und dem er in frühen Morgenstunden seinen *Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie* (Knochenlehre) diktierte. Das war das Gründungsdokument einer morphologischen Typen-Lehre, mit der Goethe zugleich die Ansprüche einer konzentrierten analytischen Wahrnehmung und einer hochgradig konstruktiven Einbildungskraft zu erfüllen versuchte.

Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stand nun der «Typus» des tierischen Knochenbaus höher entwickelter Säugetiere; und wie er einige Jahre zuvor durch seine «Urpflanze» in die philosophische Verwirrung geraten war, ob es sich dabei um eine sinnlich erfahrbare Realität, eine imaginäre Fiktion oder ein symbolisch Drittes handelte, so mußte er sich auch jetzt darüber klar werden, welche Rolle der anatomische Typus spielen können sollte. Daß es sich um das gleiche Problem handelte, war ihm klar. «Und wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tiers.»<sup>21</sup> Bemerkenswert sind dabei vor allem das Verfahren, mit dem er seine Suche unternahm, und der Status, den er seinem Typus zuschrieb. Denn sie vermittelten nicht nur den Brüdern Humboldt eine Orientierung für deren weitere Forschung. Sie öffneten auch eine Perspektive, die erst in der modernen strukturalistischen und konstruktivistischen Tätigkeit voll zur Geltung kommen sollte, wobei das Symbolische, das Virtuelle und das Simulacrum die Position von Goethes «Typus» einnehmen werden.

20 Goethe: Nachträge zu den Heften «Zur Morphologie», in: ders.: Die Schriften zur Naturwissenschaft. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher (Leopoldina) zu Halle, Band I, 9, Weimar 1954, S. 179. Zum «Typus» siehe Dorothea Kuhn: Typus und Metamorphose. Goethe-Studien, Marbach am Neckar 1988.

21 Goethe: Bildung und Umbildung organischer Naturen (1817), in: Schriften zur Botanik, S. 14.

- 22 Goethe: Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie, in: Leopoldina-Ausgabe I, 9, S. 119–151, hier S. 121 f.
- 23 Alexander von Humboldt: Brief an Caroline von Wolzogen, 14. Mai 1806. Zitiert in: Alexander von Humboldt: Aus meinem Leben. Autobiographische Bekenntnisse, München 1989, S. 180.
- 24 Alexander von Humboldt: Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern, Band 2, Posen 1797, S. 285.

Kein Einzelnes kann Muster des Ganzen sein. Empirisch feststellbare Individualitäten bilden keinen Typus, den es dennoch geben soll. Aber wie und wo? Goethe gab darauf keine metaphysische Antwort, sondern skizzierte ein forschungstechnisches Programm. In einem ersten Schritt betrachtete er vergleichend den anatomischen Körperbau zahlreicher Tiere, zerlegte ihn in einzelne Teile, die einander ähnlich waren und sich von anderen Teilen deutlich unterscheiden ließen. Versuchsweise legte er Tabellen an und stellte Schemata auf, in die er die gefundenen Einheiten nach dem Maß ihrer Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit eingliederte. Was er getrennt hatte, setzte er in einem zweiten Schritt wieder zusammen, wobei er sich durch die Idee eines Ganzen leiten ließ, die dem geistigen Kampf gegen die unüberschaubare empirische Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Einzelkörper ein Ziel vorgab: die konstruktive «Erbauung des Typus» zu einem «allgemeinen Bilde, worin die Gestalten sämtlicher Tiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären.»<sup>22</sup>

#### Berlin, erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Vor allem für Goethe blieb Alexander von Humboldt lebenslang ein anregender Forscher, der sein eigenes naturkundliches Denken immer wieder in Schwung brachte. Und Humboldt hat sich wiederholt bei Goethe dafür bedankt, vor allem während ihrer Begegnungen zwischen 1794 und 1797 durch dessen Naturansichten «gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden»<sup>23</sup> zu sein. Das betraf nicht nur seine 1797 veröffentlichten Studien zur Muskel- und Nervenfasereizung, die ihn zu der Einsicht gebracht hatten: «So ist der thierische Stoff fast überall nach einem Typus geformt. Bei dem einen Thiere ist oft nur angedeutet, was der Gebrauch in dem andern deutlich ausbildet.»<sup>24</sup> Vor allem während seiner großen Forschungsreise (1799 bis 1804) durch die tropischen Wälder am Orinoko und über die vulkanischen Berge der Andenkette habe er danach gestrebt, geologisch, botanisch und anatomisch das Zusammen- und Ineinanderweben der Naturkräfte in der vielfältigen Ausbildung ihrer typischen Gestaltformen zu entdecken. – Daß Humboldt sich dabei durch Goethes dynamische Morphologie inspiriert fühlte, erhellt die erste Ausarbeitung seiner Forschungsergebnisse. Denn mit seinen 1805 geschriebenen

nen *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*, die er Goethe widmete, habe er sowohl die Absicht verfolgt, unter der zahllosen Menge von Pflanzen einige wenige Grundgestalten zu erkennen, als auch versucht, «die Hauptresultate der von mir beobachteten Erscheinungen in ein allgemeines Bild zusammenzufassen.»<sup>25</sup> – Am 30. Januar 1806 trug Humboldt dann auf einer Sitzung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin seine *Ideen zu einer Physiognomik* der Gewächse vor, mit denen er den staunenden und neugierigen Zuhörern die charakteristischen Eindrücke unterschiedlicher Landschaftstypen anschaulich vor Augen führte. Dabei spielten sechzehn Pflanzenformen die Hauptrolle, die sich vor allem durch morphologische Konvergenz auszeichneten: «Typen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppierung die Physiognomik der Vegetation eines Landes abhängt.»<sup>26</sup> Kein Wunder, daß Goethe sofort in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* voller Begeisterung über diesen Vortrag berichtete. - Und er hätte sich wohl auch sehr gefreut, wenn er noch Alexander von Humboldts letztes großes Lebenswerk hätte lesen können, seinen *Kosmos*, an dem Humboldt 1834 zu arbeiten begann. Denn mit diesem universalen *Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* habe er versucht, gegen die Hohlheit einer reinen Spekulation und die Anmaßung einer ideenlosen Empirie die Natur lebendig in ihrer Ganzheit zu schildern, wobei ihm noch immer Goethe das Stichwort soufflierte: «In der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde erneuert sich unablässig das Urgeheimniß aller Gestaltung, ich sollte sagen, das von Göthe so glücklich behandelte Problem der Metamorphose, eine Lösung, die dem Bedürfniß nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewisse Grundtypen entspricht.»<sup>27</sup>

Worauf Alexander von Humboldt als Naturforscher zielte, vollzog sein Bruder als Geistes- und Sprachwissenschaftler. Auch er hatte sich Anfang 1795 durch Goethes anatomische Typenlehre begeistern lassen. Er begann Schädel zu sammeln und skelettierte selbst einen Pfau, den er als Geschenk für Goethe nach Weimar bringen ließ. Ein Jahr später entwarf er seinen *Plan einer vergleichenden Anthropologie* als Parallelaktion zur vergleichenden Anatomie. In ihr fand seine früh entwickelte Fähigkeit, menschliche Charaktertypen in ihren verschiedenen Ausdrucksformen erkennen

25 Alexander von Humboldt: *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*. Herausgegeben von Mauritz Dittrich, Leipzig 1960, S. 23.

26 Alexander von Humboldt: *Ansichten der Natur* (1808), Frankfurt/M. 2004, S. 248.

27 Alexander von Humboldt: *Kosmos*. Erster Band (1844), S. 22. Nachdruck Frankfurt/M. 2004, S. 37.

- 28 Wilhelm von Humboldt:  
Plan einer vergleichenden  
Anthropologie (1796), in:  
Werke, Band I, S. 338.
- 29 Wilhelm von Humboldt:  
Über die Sprache. Reden vor  
der Akademie. Herausgegeben  
von Jürgen Trabant, Tübingen  
und Basel 1994, S. 14.
- 30 Vgl. dazu Jürgen Trabant:  
Apeliotes oder Der Sinn  
der Sprache. Wilhelm von  
Humboldts Sprach-Bild,  
München 1986, S. 173.
- 31 Wilhelm von Humboldt:  
Über die Sprache, S. 17.
- 32 Ebd., S. 165.

zu können, ein weites Betätigungsfeld. Ganz in Goethes Sinn ging es ihm vor allem darum, praktischen Beobachtungssinn und philosophischen Geist, empirische Mannigfaltigkeit und idealisierende Konstruktion zusammenspielen zu lassen, um den «allgemeinen Typus»<sup>28</sup> des Menschen herauszuarbeiten. Doch am stärksten wirkten die Überlegungen von 1794/95 in Humboldts eigentlichem Lebenswerk nach, dessen Programm er am 29. Juni 1820 in der Berliner Akademie vortrug: *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*. Damit zog er nicht nur das Resümee aus einer zwanzigjährigen Sprachforschung, die er in den kommenden Jahren zur Vollendung bringen wollte. Er folgte auch forschungstechnisch und programmatisch den Ideen, die im Mittelpunkt seiner Gespräche mit Goethe, Schiller und seinem Bruder Alexander gestanden hatten.

Das betraf zunächst seine Konzentration auf den «organischen Bau»<sup>29</sup> der Sprache, sei es einer Einzelsprache in ihrer Individualität oder der menschlichen Sprache in der Vielfalt ihrer Gestaltungsmöglichkeiten. Diesen Bau, den Humboldt gelegentlich als französische Übersetzung auch «structur»<sup>30</sup> nannte, versuchte er auf zweifachem Wege klar zu machen. Zum einen, indem er den «inneren Zusammenhang» einzelner Sprachen in Monographien darstellte. Dabei schätzte er jede Sprache, selbst «die Mundart der rohesten Nation»<sup>31</sup>, als ein zu edles Werk, um es in zufällige Teile zu zerstückeln. Statt dessen kam es darauf an, innerhalb der Einzelsprachen Analogien aufzufinden, einander ähnliche Einheiten also, die sich systematisch ordnen ließen. Deren geregelte Verknüpfung ergab den grammatischen Satz-Bau, wie er für jede einzelne Sprache charakteristisch ist. Zum andern konzentrierte sich Humboldt auf den Stellenwert, den bestimmte Einheiten in allen Sprachen besitzen können. Am 3. Juni 1823 hat er es vor der Berliner Akademie an der grammatischen Form des Verbs verdeutlicht, sofern es für den Begriff des Seins eine grammatische Schlüsselrolle spielt; und am 26. April 1827 las er in der Akademie der Wissenschaften seine Forschungsergebnisse *Ueber den Dualis* vor, wobei er am dualistischen Zusammen- und Wechselspiel von Sprechendem und ihm antwortenden Hörendem den «Urtypus aller Sprachen»<sup>32</sup> aufzeigte.

Beide Wege der Forschung galt es zu verfolgen: die Verbindungsmöglichkeiten der einander ähnlichen Elemente in den Einzelsprachen festzustellen und bestimmte Einheiten in allen Sprachen miteinander zu vergleichen. Der Erfolg dieses Unternehmens beruhte dabei auf einer grundlegenden Voraussetzung, die Humboldt während seiner Arbeit immer klarer wurde und die er im Wesen der Sprache selbst begründet sah. Es war der allgemeine «Typus» der doppelten Gliederung: In allen Sprachen gibt es artikulatorische Lautformen und begriffliche Einheiten, die zusammen ein laut-gedankliches Double bilden und aufeinander zugeschnitten sind. Und nichts anderes als dieser Zuschnitt, der den ganzen Bau der Sprache durchzieht, kann letztlich begründen und sichern, daß sprachliche Äußerungen keine bloßen Geräusche sind und die Gedanken nicht nur imaginäre Phantome, die diffus in den Köpfen herumspuken und nicht mitgeteilt werden können. «Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blossen sinnlichen Anstoss, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an.»<sup>33</sup>

33 Ebd., S. 19f.

#### Paris, im Jahr 1967.

Als sich Wilhelm von Humboldt als Sprachforscher aus der Einsamkeit des Tegeler Familienschlosses öffentlich zu Wort meldete und sein Bruder postum 1836 dessen großes Lebenswerk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschen* veröffentlichte und einleitete, hatte die Sprachwissenschaft schon einen neuen Weg beschritten, auf dem Humboldt nicht Anschluß hielt. Sie koppelte sich von philosophischen Überlegungen und einem ganzheitlichen Sprachkonzept ab und konzentrierte sich lieber als historische Laut- und Formenlehre akribisch auf einzelne sprachliche Gegebenheiten, um deren gesetzmäßig verlaufende Entwicklungsgeschichte feststellen zu können. – Alexander von Humboldts *Kosmos* erfuhr ein ähnliches Schicksal. Die zwischen 1845 und 1862 veröffentlichten fünf Bände wurden nur als abenteuerliche Großtat eines Einzelnen wahrgenommen. Für die sich zunehmend spezialisierenden Natur-

- 34 Vgl. Ludwig Jäger: Ferdinand de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache, in: *Linguistik und Didaktik* 27 (1976), S. 210–244, sowie Thomas M. Scheerer: Ferdinand de Saussure, Darmstadt 1980, S. 138f.
- 35 Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1967, 2. Aufl. – Siehe bes. S. 9, 11, 12, 133, 134, 146, 148. Dazu einleitend Manfred Geier: *Orientierung Linguistik*, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 29–51.

wissenschaften, ausgerichtet auf empirische Beobachtung und mathematisierbare Theoriebildung, spielten sie kaum eine Rolle. – Und auch die Urbilder, Urpflanzen und Urtiere, die in Goethes Naturforschungen eine Rolle gespielt hatten, wurden nur noch als idealisierende Irrlichter belächelt und verworfen. Spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Ideen von 1794 durch einen Riegel des Vergessens in die geistesgeschichtliche Mottenkiste gesperrt worden.

Doch gerade dieser Verschluss lieferte auch den Schlüssel, um wieder zum Vergessenen zurückkehren zu können. Diese «Rückkehr zu», die ich anfänglich in Aussicht stellte, fand jedoch weitgehend still und heimlich statt. Vor allem Wilhelm von Humboldts Sprachansichten spielten dabei eine Rolle. Ihre Spur lässt sich vor allem in den linguistischen Arbeiten Ferdinand de Saussures aufnehmen, deren Programmatik und Ergebnisse er zwischen 1906 und 1911 an der Genfer Universität als *Cours de linguistique générale* vorgetragen hat. Ob diese Diskursivitätsbegründung einer modernen strukturalen Linguistik von Humboldts Sprachbild und Erkenntnisinteresse angeregt wurde, ist zwar noch immer strittig zwischen den Fachleuten der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung.<sup>34</sup> Jedoch gibt es eine Reihe von Indizien, die für eine verborgene Wirkungsgeschichte sprechen. Daß die Sprache nicht in einzelne Laut-Partikel zerschlagen werden sollte, sondern daß sie ein gegliedertes «Ganzes in sich» ist, in dem jedes Element mit allen anderen virtuell oder aktuell verknüpft ist; daß die Sprache ein System von «laut-gedanklichen» Zeichen ist, deren mysteriöse Drittheit zwischen weltbezogenen Gedanken und lautlichen Artikulationen vermittelt; daß das Denken, für sich allein genommen, wie eine unbegrenzte Nebelwolke ist und die lautliche Masse, als bloß physikalische Realität wahrgenommen, ebenfalls nichts klar Bestimmtes sein kann; daß sich in der Sprache alles um Gleichheiten und Verschiedenheiten dreht, die eine Form, aber keine Substanz bilden; daß diese Form zwar nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, aber deshalb keine illusionistische Einbildung ist; daß es im Fall der Sprache vor allem der Gesichtspunkt ist, der das Objekt erschafft; – all diese Antworten<sup>35</sup> auf die *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* lassen sich als Rückkehr zu jenem Diskurs lesen, der Ende des 18. Jahrhunderts in Jena stattgefunden hat.

1967 erschien in Berlin die 2. Auflage von Saussures *Grundfragen* und wurde ein wichtiger Anstoß für eine intensive Auseinandersetzung mit dem französischen Strukturalismus. Von Goethe, Schiller und den beiden Humboldts war dabei zwar nicht die Rede, und man hätte sich damals wohl auch lächerlich gemacht, sie in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Was sollte der moderne Strukturalismus mit den klassischen Konzepten einer dynamischen Gestaltlehre, einer Metamorphose von Pflanzen und Tieren, einer ganzheitlichen Natur- und Sprachbetrachtung oder einer symbolisierenden Typologie zu tun haben? Unsere Rückkehr bis zu Goethes Idee einer Urpflanze versuchte, auf diese abwehrende Frage eine positive Antwort zu geben: Sehr viel! Es scheint, als hätten die Begriffe und Forschungsstrategien, mit denen unsere Klassiker das Geheimnis der Natur und der Sprache zu lüften versucht haben, eine Metamorphose durchlaufen, um intellektuell fruchtbar zu bleiben: vom «Bau» der Sprache zu ihrer Struktur, vom «Typus» zum Modell, von «Konstruktion» zur Simulation, vom «Urbild» zum Simulacrum, vom «Möglichkeitsgebilde» zur Virtualität.

«Woran erkennt man den Strukturalismus?»<sup>36</sup> fragte Gilles Deleuze, indiziert mit der kursivierten Zeitangabe: *Wir befinden uns im Jahr 1967*. Dabei fiel es ihm leicht, das erste Kriterium festzustellen. Es ist die Entdeckung und Anerkennung einer dritten Ordnung: des Symbolischen, das weder mit dem Realen noch mit dem Imaginären vermenget werden dürfe, ganz so, wie es Goethe am 20. Juli 1794 dem kopfschüttelnden Schiller mit seiner «symbolischen Pflanze» skizziert hatte. Auch sie war ja keine tatsächlich existierende Pflanze, aber auch keine reine Einbildung. Sie war in einer symbolischen Ordnung verortet, vergleichbar dem Phonem, das weder hörbarer Laut noch bloße Abstraktion ist; dem Morphem, das weder Lautverknüpfung noch Begriff ist; oder dem grammatischen Satz, der nicht mit seiner Äußerung identisch ist, aber auch kein sprachloser Gedanke. All diese strukturalen Gebilde entsprechen dem «Symbol» und dem «Typus» in Goethes Naturforschungen. Und wie bei diesem Meister des Zerlegens und Zusammensetzens sind auch sie konstruktiv erkennbar durch jene zweistellige Verfahrensweise, die Roland Barthes zufolge die *strukturalistische Tätigkeit* charakterisiert: das Gegebene

36 Gilles Deleuze: Woran erkennt man den Strukturalismus? In: Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von François Chatelet, Band VIII, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1975, S. 269–302, hier: S. 270 f. – Für «das Symbolische» als erstes Kennzeichen des Strukturalismus besonders wichtig: Tel-Quel-Gruppe; Roman Jakobson; Louis Althusser, Michel Foucault; Claude Lévi-Strauss; und, die Triade real-imaginär-symbolisch besonders akzentuierend: Jacques Lacan.



37 Roland Barthes: Die strukturalistische Tätigkeit, in: Kursbuch 5 (1966), S. 191 f.

zerlegen, um Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten festzustellen, und es dann wieder zusammensetzen oder «rekonstituieren». Nur so könne das Ziel erreicht werden: das *Simulacrum* zu entdecken oder freizulegen, das «etwas zum Vorschein bringt, das im natürlichen Objekt unsichtbar oder, wenn man lieber will, unverständlich blieb.»<sup>37</sup> In dieser Hinsicht war auch Goethes symbolische Pflanze nichts anderes. Als struktureles Objekt war sie in ihrer modellartigen Virtualität wirklich, ohne real zu sein, und ideal, ohne dadurch imaginär zu werden. Das war das radikal Neue an diesem «wunderlichsten Geschöpf» der Urpflanze, das sich Platons widerstreitender Dualität von Idee und Erfahrung entzog und auf geheimen Wegen als struktureles Simulacrum wiederkehrte.